

Boulevard in den Dschihad

Im frankophonen Theater hat sich der Genfer Dramatiker Dominique Ziegler einen Namen gemacht. Seine jüngste deutschsprachige Inszenierung «Der Weg ins Morgenland» handelt vom Islamismus. Ziegler steht für ein engagiertes Volkstheater, das unterhalten und aufklären will. *Von Jürg Altwegg*

Wir treffen uns an einem sonnigen Nachmittag in einem Dorf in der Genfer Landschaft. Aus gegebenem Anlass: Dominique Ziegler, 49, erlebt seine Premiere im deutschsprachigen Theater. In Biel und Solothurn wird «Der Weg ins Morgenland» aufgeführt. Mehr als ein Dutzend Stücke hat Ziegler in den vergangenen zwanzig Jahren geschrieben. Sie wurden in Avignon und Paris, in der Westschweiz, in Brüssel und Afrika gezeigt. Im Klassikerverlag Slatkine erscheinen sie in gedruckter Form in einem Band: «Théâtre complet 2011–2017». Der Dramatiker bringt die brennenden gesellschaftlichen Probleme auf die Bühne. Auch der grossen Männer der Geschichte nimmt er sich gerne an. Er arbeitet an einem Stück über Cäsar und die von ihm massenhaft massakrierten Helvetier.

Sie haben hier an diesem schönen Ort Ihre Kindheit als Sohn von Jean Ziegler erlebt?

Das Haus gehörte einer Gemüsegartnerin, die kinderlos geblieben war. Jean konnte es günstig erwerben. Hier bin ich aufgewachsen, auf dem Land.

Wie haben Sie die Anfeindungen erlebt? Sie gab Todesdrohungen gegen ihren Vater.

Ich lebte mein Leben, ich kannte nichts anderes. Ich erinnere mich an eine gewisse Schizophrenie. Es ist idyllisch hier, die Leute im Dorf sind sehr sympathisch. Auch mit politisch Andersdenkenden lebt man hier im Frieden. Aber natürlich spürte ich die Spannungen, die Leitartikel in den Zeitungen waren sehr aggressiv. Jean war so etwas wie der Volksfeind Nummer eins. Dass es Todesdrohungen gab, dass ich auf dem Schulweg bewacht wurde, habe ich erst später erfahren. Erinnern kann ich mich an anonyme Anrufe – «Hau ab nach Moskau». Als Jugendlicher war ich *anti-flic* und peinlich berührt, wenn mich Freunde meines Vaters fragten, ob ich noch immer unter Polizeischutz stehe. Früh habe ich begriffen, dass mit den Banken etwas Besonderes los war.

Welche Rolle spielten seine politischen Überzeugungen in Ihrer Erziehung?

Viel wichtiger waren die Reisen nach Afrika und Lateinamerika. Sie waren die Schlüsselerlebnisse meiner Jugend. Auch die Tat-

sache, dass meine Mutter Araberin ist, hat mich geprägt. Wir waren in der Sahara, bei den Pygmäen im Kongo. In Burkina Faso haben wir Thomas Sankara besucht, der 1987 ermordet worden ist. Das alles war für mich als Kind fast alltäglich – erst später wurde mir bewusst, wie aussergewöhnlich solche Begegnungen sind. Auch die Diskrepanz zwischen dem Respekt, der Jean in Afrika entgegengebracht wurde, und der Feindlichkeit zu Hause war für mich Teil dieser Schizophrenie.

Waren Sie mit Ihrem Vater bei Gaddafi?

Nein, und ich bedaure es nicht. Sankara ist mir näher, die Vertrautheit mit Afrika sehr wichtig. Über Afrika schrieb ich mein erstes Stück.

Und Lateinamerika?

Wir waren in Kuba, in Brasilien. Als ich zwanzig wurde, reiste ich allein nach Chile, Bolivien, Kolumbien. Ich hatte den Background der Geschichte präsent. Wir hatten viele Flüchtlinge aus Chile, auch aus Argentinien bei uns zu Hause, und auf meinen Reisen besuchte ich Menschen, die bei uns gewesen waren.

Sie sprachen von Ihrer *anti-flic*-Jugend. Waren Sie sehr rebellisch?

Ich bin es noch immer. Was wir damals an Gewalt einsteckten, davon bleibt schon etwas. Ich hatte Probleme mit der Gesellschaft. Es war für mich unvorstellbar, einen «normalen» Beruf zu erlernen. Als Sohn von Jean Ziegler schloss ich eine akademische Laufbahn und eine politische Karriere von vornherein aus. Ich wollte nicht zu seinem Klon werden.

Sie wurden Dienstverweigerer.

Ich hätte es werden sollen. Aber blöderweise ging ich ins Militär. Ich bin Pazifist, mit den Waffen, der Autorität, der allgemeinen Dummheit der Armee konnte ich mich nicht abfinden. Ich haute ab.

Und Sie lebten längere Zeit in Paris.

Zunächst lebte ich in Genf und in der Hausbesetzerszene. Es gab viele Wohngemeinschaften, wir probten neue Utopien mit allen Widersprüchen, die dazugehören. Da lernte ich Theaterschaffende kennen. In Paris machte ich Strassentheater und Praktika. Nach meiner Rückkehr übte ich unterschiedliche Jobs aus, arbeitete für Meinungsumfragen, als Sandwichmann, als wandelnde Plakatsäule. Gleichzeitig besuchte ich eine Theaterschule.



«Es gibt nur Verlierer»: Dominique Ziegler.

Sehen Sie sich als engagierten Dramatiker?

Der Begriff ist obsolet geworden. Aber natürlich hat jeder Dramatiker eine politische Funktion. Auf der Bühne findet die Katharsis der Gesellschaft statt, der Autor bringt die Konflikte und Instinkte der Menschen zur Aufführung. Das ermöglicht eine Debatte. Bei meinen Stücken sitzen immer viele politisch Rechtsstehende im Saal. Ich betreibe keinerlei linke Agitation oder Propaganda. Ich benutze die Möglichkeiten der Unterhaltung. Alle sollen sich betroffen fühlen. Ich will die Welt befragen und zeigen. Eine Geschichte erzählen. Darin unterscheide ich mich von den zeitgenössischen Autoren. Sie schreiben nicht für das Volk, sondern für eine kleine Minderheit. Sie befassen sich bemerkenswert oft mit den «grands hommes» der Geschichte – Lenin, Molière, Rousseau, Calvin...

In meinem ersten Stück geht es um einen französischen Präsidenten und einen afrikanischen Diktator. Der Weisse ist unschwer als Chirac oder Mitterrand zu identifizieren, den Schwarzen kann man sich als Mobutu [den ehemaligen Präsidenten der Demokratischen Republik Kongo] vorstellen. Wir haben «N'Dongo revient» mit einem Budget von zweitausend Franken im Keller eines Restaurants inszeniert, ich habe auch Regie geführt. Zwei Schauspieler kommen zum Einsatz, als Requisiten werden zwei Fauteuils gebraucht. Die Satire auf die französische Afrikapolitik zeigt, wie die Franzosen die postkolonialen Despoten einsetzen und wie sie von ihnen erpresst werden. In der Westschweiz wurde sie zu einem der spektakulärsten Erfolge des Off-Theaters. Es gab mehr als zweihundert Vorstellungen. Weitere Stücke thematisieren das Unbehagen des Westens – am Beispiel des Suizids – oder die Welt der Werbung. Über die Ausrottung der Indianer habe ich einen Western geschrieben und inszeniert.

Auch Ihr «Calvin» wurde vom Publikum begeistert aufgenommen.

Es handelte sich um einen Auftrag zum 500. Geburtstag, den ich widerwillig annahm. Der Figur und generell der Religion gegenüber hatte ich grosse Vorbehalte. Doch unvermittelt entdeckte ich ein Universum, das ich nicht kannte. Mir wurde die Komplexität der Gesellschaft bewusst. Die Arbeit an «Calvin» hat mir die Versöhnung mit Genf und dem Protestantismus ermöglicht. Mit ihnen kann man die moderne Schweiz verstehen, es gibt einen direkten Bezug von Calvin zum Bank-



Wahrheit und Verlogenheit: Zieglers «Weg ins Morgenland».

geheimnis. Ich habe begriffen, dass wir bei allen Unterschieden eine Gemeinschaft sein können – wie ich sie aus Afrika kannte.

Bei «Pourquoi ont-ils tué Jaurès?» geht es um die linken Lebenslügen.

Ich habe entdeckt, dass der Verrat der Sozialisten an den linken Idealen nicht mit Mitterrand begonnen hat. Mitkämpfer von Jean Jaurès opferten sie ihrem Ehrgeiz, Minister zu werden. Was ich ebenfalls begriff: In der Dritten Französischen Republik war die Linke genauso antisemitisch und kolonialistisch wie die Rechte.

Sie zeigen auch Lenins Widersprüche auf.

Es sollte kein Stück für das Zentralkomitee der Arbeiterpartei werden. Mir ging es darum, diese komplexe Figur Leuten zu vermitteln, die keine Historiker sind. Wer war Lenin, welches waren seine Ideale –

«Der Zuschauer soll durchaus ein bisschen verwirrt und zum Denken angeregt werden.»

warum und wann ist es schiefgelaufen? Wie kam es zur Diktatur und zum Gulag? Die Sowjetunion ist zu Ende, der Kapitalismus hat gewonnen – aber er fährt die Welt an die Wand. Was kann ihn ersetzen? Aus dem Scheitern von Lenins Utopie kann man viel lernen.

Einen Skandal gab es um Ihr erstes Stück.

Micheline Calmy-Rey wollte damals der Pro Helvetia ein bisschen Konkurrenz machen und ihre Aussenpolitik mit kulturellen Manifestationen zu den Menschenrechten anreichern. Landeswerber Nicolas Bideau bot uns an, «N'Dongo» in Afrika zu zeigen; wir hatten bereits erste Kontakte geknüpft, ein Festival wollte uns einladen. «Es ist doch viel angenehmer, mit dem Diplomatenkofferchen zu reisen», lockte Bideau. Er organisierte Gastspiele in Mali und Burkina Faso. Pikanterweise sollten unsere Auffüh-

rungen zum Zeitpunkt des Frankophonie-Gipfels in Ouagadougou stattfinden, für den Jacques Chirac und alle afrikanischen Diktatoren angekündigt waren. Das Westschweizer Fernsehen wollte die Machthaber filmen und mit Szenen aus unserer Satire garnieren; Bideau hatte die gesamte Presse mobilisiert. Doch er bekam es plötzlich mit der Angst zu tun und erklärte uns, Calmy-Rey habe die Tournee abgesagt. Der Rückzug wurde mit nicht existierenden Gefahren begründet. Ich war umso wütender, als wir unser eigenes Projekt abgeblasen hatten. Später erfuhr ich, dass sich die Schweizer bei den Franzosen erkundigt hatten. Diese hatten gar nichts gegen das Stück, das zwei Monate lang in Paris gespielt worden war. Aber wenn man sie schon frage... Die Schweizer Diplomaten in Frankreich hatten Angst, dass sich Chirac beleidigt fühlen könnte. Später wollte man uns nochmals einspannen – mit dem gleichen Resultat. Es war ein lächerlicher Fall von helvetischer Selbstzensur. Das Stück ist harmlos, es hat etwas Boulevardhaftes, Vierzehnjährige verstehen es. Ich habe es im Geiste Molières geschrieben.

Nun hat das Theater Orchester Biel Solothurn den «Weg ins Morgenland» inszeniert. Der Weg führt in den Dschihad.

Ich schrieb es kurz vor dem Attentat auf *Charlie Hebdo*. Es handelt von in Frankreich geborenen Muslimen, die mit dem Gedanken spielen, nach Syrien oder in den Irak zu ziehen, und die als Terroristen zurückkommen könnten. Es geht auch um die massenhafte Bekehrung junger Franzosen auf der Suche nach einem Ideal. Ich las viele Bücher, die besten sind jene von Marc Trévidic, der sich als Richter mit dem Terrorismus befasst, und von David Thomson, der monatelang unter Dschihadisten lebte. Er hat als Journalist von den Kriegen berichtet und kennt alle Fronten und Lager. Als er vor Attentaten warnte, wurde er in Frankreich heftig kritisiert. Ich verarbeitete meine Lektüre zu einem Bühnenkrimi: Ein Polizist verhört den Dschihadisten.

Er will nicht nur wissen, wo dieser seine Bomben versteckt hat, sondern auch dessen Werdegang recherchieren und sein Weltbild verstehen. Das Resultat ist eine Debatte, die in Wirklichkeit nicht geführt werden kann: Es gibt kein Streitgespräch zwischen Bin Laden und George Bush. Es geht mir darum, die Elemente der Wahrheit wie der Verlogenheit sichtbar zu machen. Der Polizist verteidigt die Werte der Republik und hat in manchen Punkten recht. Aber es gibt einen Rassismus gegen die Muslime, der mit ihren Idealen nicht vereinbar ist. Der Dschihadist propagiert einen offenen, toleranten, brüderlichen Islam – aber er selber ist kriminell und sektiererisch. Der Zuschauer soll durch die Reden durchaus ein bisschen verwirrt und zum Denken angeregt werden. Es geht hin und her, wie beim Tennis.

Wer gewinnt?

Es gibt nur Verlierer. Das Stück widerspiegelt die Realität.

Und Ihr nächstes Werk?

Es handelt von Julius Cäsar und den Helvetiern. Auch ihre Geschichte war mir völlig unbekannt. Achtzig Seiten sind geschrieben, mehr als zwanzig Rollen – ich bin am Straffen. Unsere Urhahnen waren arm und wurden von den Germanen angegriffen. Sie wollten in die Gegend von Bordeaux auswandern, wo es andere Kelten gab. Cäsar hat sie gegeneinander ausgespielt und die Helvetier als nützliche Idioten benutzt, so wie Putin mit den Syrern und Trump mit den Mexikanern spielt. Cäsar ging es darum, den noch nicht besetzten Teil Galliens zu erobern. In seinem Buch «Der gallische Krieg» schreibt er, er habe eine Mauer zwischen dem Genfersee und dem Jura gebaut, von der indes keine Spuren gefunden wurden. Ohne den Krieg gegen die Helvetier wäre Cäsar nie Kaiser geworden. Von den damals lebenden 400 000 Helvetiern, unseren Vorfahren, hat er 200 000 umgebracht.

Man würde das heute Genozid nennen.

Es war ein Genozid an den Helvetiern.